

«Wir können nichts  
anderes tun als  
das, was wir tun  
können. Das ist oft  
herzerreissend»:  
Gino Strada

# “ICH BIN ARZT, KEIN RICHTER”

Er hat über 30 000 Kriegsoffer operiert, die meisten davon Zivilisten – Frauen und Kinder. Die Gewalt gegen sie verbreite sich weltweit wie Popcorn, sagt der italienische Chirurg Gino Strada – und ruft die Zivilgesellschaft deshalb auf, Kriege für illegal zu erklären.

Interview: Helene Aecherli  
Foto: Pascal Mora

annabelle: Gino Strada, Sie hätten in Italien Karriere als Kardiologe machen können, stattdessen wurden Sie Kriegschirurg. Warum?

Gino Strada: In erster Linie aus Neugier. Ich wollte erfahren, wie es ist, in Ländern zu arbeiten, wo es viele Verwundete, aber kaum Ärzte gibt – im Gegensatz zu Europa, wo es eine Handvoll verwundete Zivilisten gibt und Ärzte in Spitalern, die auf ihre Patienten warten.

Erinnern Sie sich noch an Ihren ersten Einsatz?

Der war 1989 in Quetta, einer Grenzstadt zwischen Pakistan und Afghanistan. Dort wurde mir schnell klar, was Sache ist: Knapp zehn Prozent der Kriegsverwundeten sind Kämpfer, neunzig Prozent Zivilisten.

Frauen und Kinder?

Oh ja. Kinder machten in Quetta bis zu vierzig Prozent der Patienten aus. Viele von ihnen hatten Verletzungen von Granaten, Bomben und Raketen, besonders häufig aber von Landminen. Ich operierte unzählige Kinder, die von sogenannten Spielzeugminen verletzt worden waren. Das sind Minen, die aussehen wie grüne Plastikschmetterlinge und auf den Feldern verstreut lagen; Köder für Kinder, die explodieren, wenn man sie aufhebt und mit ihnen spielt. Die Folge: abgesprengte Hände, Verbrennungen an Brust, Gesicht, Augen. Noch heute liegen in Afghanistan rund zehn Millionen Minen herum. Und das bei einer Bevölkerung von etwa dreissig Millionen. Auf jeden dritten Afghanen wartet also irgendwo eine Mine.

Wie viel können Sie als Kriegschirurg ausrichten?

Wenn man weiss, wie man Kriegsverletzungen operiert, sehr viel. Aber es war für alle ein Lernprozess.

Was mussten Sie lernen?

Wunden chirurgisch zu behandeln. Das ist etwas, das ein typischer westlicher Chirurg selten zu tun braucht. Nehmen wir eine unspektakuläre Wunde: ein etwa drei Millimeter grosses Loch, eine Verletzung, die durch eine Landminenexplosion verursacht werden kann. Die meisten Chirurgen würden sagen: «Eine kleine Naht, ein Stich, basta.» Doch genau das ist der entscheidende Fehler. Denn dabei übersieht man, dass durch die Explosion verschmutzte Metallteile, Textilfragmente – der oder die Verletzte war ja zum Zeitpunkt des Unfalls bekleidet – sowie tote Haut, Gras, Erde, Sand oder Schlamm in die Wunde mit eingesogen wurden. Denn der Energietransfer einer Landmine ist oft viel zerstörerischer als jener einer Kugel. Öffnet man diese Wunde nur schon einen Zentimeter, findet man vieles, was man zuerst rausnehmen muss, sonst steigt das Risiko für eine Infektion und Blutvergiftung. Wundoperationen sind für Chirurgen ermüdend und zeitaufwendig, aber für viele Patienten lebensrettend.

Wenn dreissig Verwundete zu Ihnen ins Spital gebracht werden: Welche Patienten operieren Sie zuerst?

Wir machen eine Triage: Welcher Patient muss am dringendsten operiert werden, und wie hoch sind seine Überlebenschancen? Es macht keinen Sinn, Stunden für eine Operation zu verschwenden, die eigentlich hoffnungslos ist, wenn in der Zwischenzeit drei bis vier Menschen sterben, die hätten gerettet werden können. Wir sind gezwungen, Entscheidungen zu treffen, die der Mehrheit der Patienten, nicht dem Individuum zugutekommen. Selbst wenn wir ein gut ausgerüstetes Spital haben und drei Chirurgenteams, die gleichzeitig je einen Patienten operieren, müssen bei 30 Patienten 27 warten.

Wie erklären Sie das den Angehörigen jener Patienten, die warten müssen und dadurch todgeweiht sind?

Wir können nichts anderes tun als das, was wir tun können. Das ist oft herzerreissend. Manchmal geschieht es aber auch, dass uns ein militärischer Befehlshaber unter Druck setzt. Er hält uns sein Gewehr an die Stirn und sagt: «Ihr operiert meinen Mann zuerst!» In diesen Situationen gibt es keine Regeln, keinen gesunden Menschenverstand, dann geht es nur darum, die Lage irgendwie ruhig zu halten.

Wie häufig sind Sie mit Angehörigen konfrontiert, die eine Behandlung ihres Kindes nicht zulassen?

Immer wieder. Es gibt Clans, die sich aus religiösen oder kulturellen Gründen weigern, Blut zu spenden. Dann verbringen wir Stunden damit, sie zu überzeugen, dass dies wichtig ist. Oder wir haben Angehörige, die nicht wollen, dass wir bei ihrem Verwandten eine Amputation vornehmen. Ich sage dann: «Sorry, die Amputation erledigte schon die Landmine, wir müssen jetzt retten, was zu retten ist.» Solche Diskussionen können Stunden hin und her gehen. Das bringt uns häufig an unsere Grenzen. Vor allem dann, wenn uns innert zwanzig Minuten fünfzig Verwundete gebracht werden.

Wie bewältigen Sie so etwas?

Unser hochprofessionelles, eingespieltes Team – Chirurgen, Anästhesisten, Krankenschwestern – operiert 24 Stunden nonstop. Wirklich problematisch wird es, wenn wir jeden Tag fünfzig Verwundete haben. Dann müssen wir unsere Aufnahmekriterien überdenken und uns auf lebensrettende Massnahmen konzentrieren; ein Patient mit einem offenen Beinbruch muss dann warten. Wir stabilisieren seinen Bruch, geben ihm Antibiotika und sagen ihm, er soll in zwei Tagen wiederkommen.

Wie halten Sie sich am Operationstisch wach?

Mit Kaffee, von frühmorgens bis abends, dann gehe ich schlafen. Aber ich muss sagen: Ich liebe es. Ich bin ein Surgical Animal, ein chirurgisches Tier.

Gerade Spitäler und Hilfswerke werden in Konfliktzonen zunehmend bombardiert. Wie können Sie unter diesen Umständen arbeiten?





Bessere Hygiene als in Europa: Gino Strada im 2007 eröffneten Zentrum für Herzchirurgie in Khartum, der Hauptstadt des Sudan

## Medizinische Hilfe für alle

Gino Strada (67) studierte Medizin an der Universität Mailand. 1994 gründete er zusammen mit seiner Frau Teresa die NGO Emergency mit dem Ziel, Opfern von Krieg, Landminen und Armut kostenlos qualitativ hochstehende medizinische und chirurgische Hilfe zu bieten. Emergency hat bisher in 15 Ländern insgesamt 60 Spitäler, chirurgische Kliniken, pädiatrische Einrichtungen und Rehabilitationszentren errichtet und über sechs Millionen Menschen versorgt. Für sein Werk wurde Gino Strada letzten Dezember mit dem Right Livelihood Award, dem «Alternativen Nobelpreis», ausgezeichnet.

emergency.ch

Es wird immer schwieriger. Die Regeln der Genfer Konvention, die im Fall eines Kriegs oder eines nicht internationalen bewaffneten Konflikts Personen schützen sollen, die nicht direkt an den Kampfhandlungen teilnehmen, sind wunderbar in Friedenszeiten. Im Krieg bedeuten sie nichts. In den vergangenen zehn bis fünfzehn Jahren habe ich nie erlebt, dass Konfliktparteien ein Spital respektiert hätten. In Afghanistan geschah es zudem immer wieder, dass wir bedroht oder in unserer Arbeit behindert wurden, weil wir im Verdacht standen, Kämpfer der Taliban behandelt zu haben. Ich sagte dann: «Yes? So what? Dies ist ein Spital.» Wenn man in der Schweiz einen Patienten in der Notfallstation hat, fragt man ja auch nicht: «Für wen stimmst du – rechts oder links?», sondern man kümmert sich um ihn.

Wie frustrierend sind solche Diskussionen? Sehr frustrierend. Die Tatsache, dass ein Kämpfer Feinde hat, bedeutet nicht, dass auch ich als Arzt Feinde habe. Ich habe Patienten. Punkt. In Libyen operierten wir Kämpfer, die wahrscheinlich dem IS angehörten. Doch das ist nicht unser Problem. Ein Arzt ist ein Arzt,

kein Richter. Aber das können jene, die in militärische Aktivitäten verwickelt sind, nicht verstehen.

Ihre Organisation Emergency versorgt nicht nur Flüchtlinge und Kriegsversehrte, sondern auch Menschen, die sich aufgrund von Armut eine medizinische Behandlung nicht leisten können. Von Afghanistan bis zum Sudan bieten Sie medizinische Versorgung zum Nulltarif. Für diesen Ansatz wurden Sie von Experten der Entwicklungszusammenarbeit erst mal belächelt. So what? Jeder Mensch auf dieser Welt hat das Recht auf eine qualitativ hochstehende, kostenlose medizinische Behandlung. Es kann dabei keine spezifische Qualität je nach Kontinent geben. Dass es zum Beispiel in Afrika keine Spezialklinik für Krebspatienten gibt, ist skandalös. Entweder gilt das Recht auf Behandlung für alle, oder dann soll man bei der Gesundheitsversorgung statt von Menschenrechten besser von Privilegien für die Wohlhabenden sprechen.

Ihr 2007 eröffnetes Zentrum für Herzchirurgie in Khartum, der Hauptstadt des Sudan, verzeichnet weniger Infektionen als ein vergleichbares Spital in Europa. Wie schaffen Sie das?



Landminen-Opfer in einem irakischen Spital der Organisation Emergency

Fotos: GiBi Peluffo/Emergency (1), Keystone (1)

Das Stichwort ist Hygiene. Die wird in vielen Krankenhäusern Europas vernachlässigt. Ärzte und Pflegepersonal waschen ihre Hände nicht, tragen keine Schutzmasken. Zudem wird die Reinigung aus Spargründen gern an private Firmen ausgelagert, und warum sollen die sich um Hygiene kümmern? Wir aber sind verrückt nach Hygiene. Hält jemand die Hygienevorschriften zweimal nicht ein, wird er entlassen.

Sie wollen elf weitere Kliniken in Afrika errichten. Die Kosten: über 250 Millionen Euro. Für eine NGO wie Emergency, die hauptsächlich von Spenden lebt, eine im Prinzip unerschwingliche Summe. Warum? 250 Millionen Euro, so viel kostet ein einziger Tag Krieg in Afghanistan. Das Geld ist also vorhanden. Die Frage ist nur, wofür man es ausgeben will.

Nach all Ihren Einsätzen und Erfahrungen wären Sie prädestiniert für eine politische Karriere. Liebäugeln Sie damit?

Gar nicht. Klar, Politik beeinflusst unsere Arbeit. Aber ich habe zu oft erlebt, dass Mitglieder sich bekämpfender Parteien im Grunde dasselbe sagen. Das war vor allem im Irak so: Ich pflegte dort sehr gute Beziehungen zu Führern beider Lager, mit manchen pflegte ich sogar Freundschaften. Und ich fragte sie: «Guys, warum schießt ihr aufeinander? Ihr habt ja die gleichen Ziele!» Ich habe auf diese Frage nie eine überzeugende Antwort bekommen. Also halte ich mich aus der Politik raus.

Dennoch: Sie sind zum Friedensaktivisten geworden. Sie sagen, die Menschheit war noch nie so akut in Gefahr wie heute. Sehen Sie das nicht zu düster?

Nein. Ob wir nun von Kriegen, bewaffneten Konflikten oder Terrorismus reden, für mich geht es dabei immer um dasselbe: um den Einsatz von Gewalt, bei der vor allem Zivilisten die Leidtragenden sind. Das sehen wir ja bei unserer täglichen Arbeit. Diese Form von Gewalt verbreitet sich weltweit wie Popcorn – besonders auch deshalb, weil Massenvernichtungswaffen heute so vielen Gruppierungen zur Verfügung stehen, nicht nur den offiziellen Armeen.

Sie sprechen dabei explizit auch von der Gefahr eines atomaren Schlags.

Ja natürlich. Nur schon ein Atomtest oder ein Unfall könnte unzählige Opfer verursachen. Nehmen wir Italien: Dort lagern mindestens siebzig atomare Sprengköpfe, jeder davon gut zwanzigmal so stark wie jene, die über Hiroshima abgeworfen wurden. Diese

**“WIR MÜSSEN ENDLICH ZU DENKEN BEGINNEN. WARUM WAR DIE IDEE, KRIEGE ABZUSCHAFFEN, NOCH NIE AUF DER AGENDA DER UNO?”**

Sprengköpfe sind nicht einmal besonders gut gesichert. Zudem wäre ich überrascht, wenn sich der IS nicht schon längst intensiv darum bemüht hätte, an nukleare Sprengköpfe heranzukommen.

Sie plädieren dafür, Kriege abzuschaffen. Ist das nicht etwas gar naiv?

Warum? Wir müssen über eine mögliche Welt ohne Kriege und Terrorismus reden; eine Welt, in der Menschen lernen, Konflikte ohne Gewalt auszutragen. Der erste Schritt ist simpel: Wir müssen endlich zu denken beginnen. Das wurde bis anhin gänzlich unterlassen. Warum, zum Beispiel, ist die Idee von der Abschaffung von Kriegen nie auf der Agenda der Generalversammlung der Vereinten Nationen gelandet? Als ich vor kurzem vor der Uno in Genf sprach, sagte ich: «Die Uno wurde nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet, um nachfolgende Generationen vor der Geißel des Kriegs zu bewahren. Seither hat es über 170 Konflikte gegeben – und ihr habt die Möglichkeit einer Abschaffung von Kriegen nie diskutiert? Come on, guys, das ist doch unglaublich!»

Was sagte Uno-Generalsekretär Ban Ki-Moon dazu?

«I couldn't agree more» – absolut Ihrer Meinung. Immerhin. Nun, sobald wir zu denken begonnen haben, müssen wir uns eine Strategie überlegen. Man könnte Kriege zum Beispiel für illegal erklären. Das würde zumindest eine Diskussion auslösen und den Druck auf Staaten erhöhen, eher wieder ab- als aufzurüsten. Solange diese Diskussion nicht konsequent geführt wird, solange es diesbezüglich keinen internationalen Konsens gibt, werden alle bloss sagen: «Warum sollen wir aufhören, Kriegsmaterial zu produzieren? Die anderen tun es ja sowieso.»

Aber jetzt mal ehrlich, wer soll Druck auf die Staaten machen?

Die Zivilgesellschaft. Die Abschaffung von Kriegen, wie die Abschaffung der Sklaverei, wird nie von Regierungen initiiert werden. Bewegung wird erst dann entstehen, wenn die Zivilgesellschaft beginnt, Druck auf ihre Regierungen auszuüben. Aber dafür braucht es Wissen, Bildung, Information: Die Medien müssen das Thema aufnehmen, und auch in Schulen und Ausbildungsstätten muss eine Sensibilisierung geschehen. Ich würde nie für eine Regierung stimmen, die sich Abrüstung nicht gross auf die Fahne schreibt! Es ist eine intellektuelle, philosophische und moralische Angelegenheit. Es geht darum zu verstehen, dass es für unseren Planeten keine lichte Zukunft geben wird, wenn wir so weitermachen wie bisher. Wir haben nicht mehr viel Zeit. Es ist drei Minuten vor Mitternacht. •